

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Eduard Reuß.
1804-1891

[urn:nbn:de:bsz:31-339562](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339562)

Eduard Reuß.

1804—1891.

Am 15. April des nun zu Ende eilenden Jahres ist ein Mann aus unserer Mitte geschieden, dessen Verlust weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes, aber ganz besonders in diesem schmerzlich empfunden worden ist. Ein Meister der biblischen Wissenschaft, ein Bahnbrecher und Führer derselben in dem Lande jenseits der Vogesen, hat Eduard Reuß doch, durch die in unserer theologischen Schule in mehr denn hundert Semestern entwickelte Lehrthätigkeit und durch den Anteil an der Leitung der Kirchen- und Schulverhältnisse unseres Landes, unter uns vor allem einen bedeutenden und segensreichen Einfluß ausgeübt. Von dem protestantischen Elsaß und von seinen elsässischen Schülern wird ihm daher stets ein treues und dankbares Andenken bewahrt bleiben. Seiner Erinnerung sind auch diese wenigen Blätter geweiht, die keinen anderen Anspruch erheben, als denen, die ihn gekannt und geliebt haben, nochmals das Bild und den äußeren Lebensgang des verehrten Meisters und geliebten Freundes in knappen Zügen vorzuführen.

Eduard Reuß wurde den 18. Juli 1804 zu Straßburg geboren, wo sein Vater, Ludwig Christian Reuß, seit Ende des vorigen Jahrhunderts sich angesiedelt hatte. Derselbe stammte aus Pirmasens und war der Sohn eines Geheimen- und Kriegsrats des durch seine militärischen Liebhabereien bekannten Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt. Er hatte sich dem Kaufmannsstande gewidmet und, nachdem er längere Jahre für ein Handlungshaus in Nancy gereist, sich in dieser Stadt niedergelassen und ein eigenes Geschäft gegründet. Nach seiner Verheirathung aber, im Jahre 1789, mit Margaretha Bauer, einer Tochter des Straßburger Buchhändlers und Verlegers Johann Gottfried Bauer, war er seiner jungen Frau zu lieb nach Straßburg übersiedelt und hatte einen Tuchladen in dem seiner verwittweten Schwiegermutter gehörigen Hause, an der Ecke der Fladergasse (heute Spießgasse) und des Hauergäßchens, eröffnet.

Dort, in dem allen älteren Geistlichen unseres Landes wohl erinnerlichen Hause — da bis zum Jahre 1869, wo es niederbrannte, das theologische Kasino sich in seinen Räumen befand — wuchs Eduard Reuß unter günstigen Verhältnissen auf. Seine Eltern hatten zwar schwierige Anfänge gehabt: in den Revolutionsjahren stockten die Geschäfte häufig, und während der Schreckenszeit mußte Ludwig Reuß sogar seinen Laden schließen. Später aber, als er seinen Handel auf baumwollene Stoffe und Kattun ausdehnte und durch die Kontinentalperre der englischen Konkurrenz gewehrt ward, machte er gute Geschäfte und gelangte bald zu einem gewissen Wohlstande

Trotz dieses Wohlstandes aber führten Neuß' Eltern ein bescheidenes und zurückgezogenes Leben. Mit Kindern reich gesegnet — als Eduard geboren wurde, waren von sieben noch fünf, zwei Söhne und drei Töchter, am Leben; später kamen noch drei andere hinzu — widmeten sie sich fast ausschließlich dem engern Familienkreise. Freilich ging es auch in demselben zu Zeiten recht lebhaft zu. Der Besuch der Verwandten von jenseits des Rheins, sowie der Bekannten und Geschäftsfreunde aus Nancy brachten Abwechslung in das sonst einförmige Leben und mancherlei Anregung für die Kleinen. Es gab Zeiten, wo in dem Hause an der Ecke des Hauer-
gäßchens es nicht anders war als in einem Taubenschlage. Im Sommer machte man auch häufig Ausflüge mit den Kindern; man ging aufs Land, man besuchte die Verwandten in Rehl und Bischofsheim, und als der Vater ein Gut auf dem Neuhof erworben, einen Garten angelegt und ein Haus gebaut hatte, so brachte man die freie Zeit und die schönen Tage natürlich dort zu.

Wie viele ausgezeichnete Männer, verdankte unser Eduard seine Herzens- und Geistesbildung vornehmlich seiner Mutter. Sie fand bei allen Arbeiten und Sorgen, die auf ihr lasteten, noch Zeit genug, ihm den ersten Unterricht zu erteilen, und, neben den Elementen des Wissens, ihm Verständnis und Liebe für Poesie und überhaupt für alles Schöne beizubringen. Der dankbare Sohn hat ihr auch jederzeit ein liebevolles Andenken hiefür bewahrt.

Im Jahre 1811, noch nicht volle sieben Jahre alt, wurde

der junge Eduard in die Neukirchschule geschickt, die unter der Leitung des M. Johann Fries, des Verfassers der Vaterländischen Geschichte Straburgs, und seiner beiden Söhne stand. Freilich sah es da mit dem Unterricht schlimm genug aus. M. Fries war alt, und seinen Söhnen scheint es an pädagogischem Geschicke durchaus gemangelt zu haben. Der eine von ihnen war ein ganz unbedeutender, der andere sogar ein roher Mensch. Die Schüler schlugen sich bei ihm in der Klasse herum; die stillsten und bravsten unter ihnen brachten die meiste Zeit mit Bemalen von Bilderbogen zu. In einer solchen Schule war es natürlich nicht schwer, der erste zu sein. Der junge Eduard errang bald diesen Platz und hielt ihn bis ans Ende inne. Vern erzählte er später, wie bei der Preisverteilung an Ostern 1811, in Gegenwart der Geistlichen der Neuen Kirche, er, als der erste der Schule, zwei Fastenbreveln erhielt, zum großen Verdruß seiner Kameraden, die mit e i n e r vorlieb nehmen mußten.

Eduards Eltern sahen wohl, daß ein solcher Schulunterricht nicht genügen könne, und sie gaben ihrem Söhnchen einen Hauslehrer. Es war der Student der Theologie, Johann Benz, seitdem Pfarrer zu Alt-St. Peter und auch als religiöser Dichter bekannt, ein fürchterliches Original, der aber mit dem frühreifen Knaben sich große Mühe gab und ihn auch wirklich in kurzer Zeit so weit brachte, daß er in die unterste Klasse des protestantischen Gymnasiums aufgenommen werden konnte.

Hier, unter der Leitung eines jungen Kandidaten der

Theologie, der die Lehrstelle provisorisch ausfüllte, Johann Ludwig Himly, derselbe der später der Schwager und dann der Schwiegervater von Eduard Reuß werden sollte, machte er rasche Fortschritte. Auch hier war er schon am Ende des ersten Semesters primus seiner Klasse, was ihm die Ehre verschaffte, bei der Gymnasialfeier, im Herbst 1812, in grauem Frack, grauen Kniehosen und Stülpstiefeln, eine Fabel von Florian, «Le danseur de corde et le balancier», vor der Festversammlung zu declamieren. Seitdem hatte er jedes Jahr neue Erfolge zu registrieren. „Oben an zu sitzen,“ sagte er später, „war mir nicht bloß Bedürfnis, sondern Gewohnheit.“

Leider lag auch der Unterricht des protestantischen Gymnasiums damals im Argen. Die älteren Lehrer, Lichtenberger, Emmerich, Stolz, Brunner, waren bejahrt, und konnten ihrer wissenschaftlichen wie pädagogischen Aufgabe nicht mehr genügen; die jüngeren dagegen, Lamp, Timotheus Emmerich, Aufschlager, Himly, waren sämtlich Theologen und ohne die zum Lehrberuf erforderliche pädagogische Vorbildung.

Unter solchen Umständen war es für Eduard Reuß ein Glück, daß er zu Haus einen tüchtigen Unterricht erhielt. Bentz schon hatte einen guten Einfluß auf ihn gehabt; als derselbe im Jahre 1814 nach Göttingen ging, da trat Lachenmeyer, der spätere Gymnasiallehrer und Professor am protestantischen Seminar, an seine Stelle. Dieser, ein gründlicher Philolog, begeistert für das klassische Altertum, führte seinen Zögling in das Verständnis der griechischen und römischen Schriftsteller

ein und legte bei ihm den Grund zu der gediegenen philosophischen Bildung, die ihn später so glänzend auszeichnete.

In jenen Jahren schon, da er die oberen Klassen des Gymnasiums besuchte, arbeitete der Knabe mit eisernem Fleiß. Er übersezte nicht bloß die alten Klassiker für sich, er übte sich auch im Lateinschreiben, indem er alles was irgend Bemerkenswertes, für ihn Interessantes vorkam, in lateinischer Sprache niederschrieb und damit zwanzig dicke Hefte unter dem Titel: «Fragmenta occupationum juventutis meae» ausfüllte. Doch vernachlässigte er die neuere deutsche und französische Literatur keineswegs. Er las sogar die Ritter- und Räuberromane von Spieß und Cramer, welche sein Freund und Studiengenosse Stromwald ihm heimlich verschaffte. Er versuchte sich selbst in dichterischen Produktionen, wobei er sich, wie er später gern erzählte, bis zu einer polnischen Tragödie verstieg.

Auch eine Bibliothek hatte er sich früh angelegt, indem er all sein Taschengeld zum Ankauf von Büchern verwendete. Als er noch nicht fünfzehn Jahre alt war, besaß er über dreihundert Bände. Sein Lehrer Lachenmeyer hatte ihm eines Tages den Sallust in der Zweibrücker Ausgabe geschenkt. Der Junge war davon so entzückt gewesen, daß er den kühnen Entschluß faßte, nach und nach die ganze Sammlung der Bipontiner zu erwerben. Zu diesem Zwecke legte er nun jeden Sou, den er als Taschengeld oder als Entgelt für den Unterricht, den er seinem Bruder und seiner jüngeren Schwester erteilte, empfang, in seine Sparbüchse. Es war ein denkwürdiger Tag für ihn, als er es so weit gebracht hatte, den Titus Livius anzukaufen.

Da stand er, wie er später oft erzählte, mit hochklopfendem Herzen vor den dreizehn Oktavbänden, und einen nach dem anderen nahm er in die Hand und küßte ihn mit inniger Rührung. Die Bipontinische Klassikerausgabe hat schon lange keinen wissenschaftlichen Wert mehr; doch hat Reuß sich nie von seiner Sammlung trennen wollen, die ihn so lebendig an die fröhliche Begeisterung und zugleich an die ausdauernde Willenskraft seiner Kinderjahre erinnerte.

Während so die intellektuelle Entwicklung des Knaben einen erfreulichen Verlauf nahm, sah es allerdings mit seiner religiösen Bildung weniger gut aus. Auch auf diesem Gebiete war seine Mutter seine erste Lehrmeisterin gewesen. Sie hatte ihn, als er noch ganz klein war, die Kupferstiche der alten Merian'schen Bibel erklärt und später mit ihm die schönen Erzählungen des Alten und des Neuen Testaments gelesen, und ihre einfachen frommen Unterweisungen hatten auf des Knaben empfängliches Gemüt einen tiefen Eindruck gemacht. Dagegen ließ ihn der Religionsunterricht des Gymnasiums, wie derjenige, den er bei M. Beck, Pfarrer an der Neuen Kirche, erhielt, ganz kalt. Es war eben die Zeit, da auf die von Geist und Leben entleerte Orthodogie ein schaalser, trockener Rationalismus gefolgt war, der dem religiösen Gefühl auch nicht die mindeste Nahrung bot. Die meisten Geistlichen wußten nichts Anderes zu lehren, als die hausbackenste Moral, die sie mit einigen mehr oder weniger interessanten Anekdoten illustrierten. Kein Wunder wenn der junge Reuß, den man schon mit elf Jahren zu M. Beck geschickt, und der den Unterricht fünf Jahre lang

befolgen sollte, bald den Eindruck der furchtbarsten Langeweile erhielt. Er fing an zu „schwänzen“, und während die Altersgenossen im Unterricht saßen, so flüchtete er mit seinem Virgil auf die Stadtwälle hinter der Artilleriekaserne beim Metzgerthor, und verträumte hier köstliche Stunden. Auch die Konfirmation, zu der er im Jahre 1820 zugelassen wurde, als er schon Student war, ließ bei ihm keinen tiefen Eindruck zurück.

Im Jahre 1819 verließ Eduard Neuf das Gymnasium, nachdem er bei der Schulfeier, am 29. September, von dem Direktor der Anstalt, Professor Friß, als «princeps juventutis Gymnasii Argentoratensis» proclamiert worden war und vor der Festversammlung einen französischen Discurs über die Nordpolfahrten gehalten hatte. Er hatte fünfzehn Semester in der alten Schule Sturms zugebracht, und nicht weniger als fünfzehn Mal den ersten Preis davongetragen. Was sollte er nun beginnen? Er wußte es selbst nicht recht. Studieren wollte er ja, aber **was** er studieren sollte, das war ihm noch nicht klar. Freilich hatte er auch noch Zeit, einen definitiven Entschluß zu fassen. Vorerst galt es, den Grad eines bachelier ès lettres zu erringen. Das war aber damals beim Abgang vom Gymnasium nicht möglich. Vielmehr mußte man hiezu im königlichen Lyceum oder am protestantischen Seminar noch vorbereitende Lehrkurse befolgen. Da nun die meisten von Neuf' Schulgenossen sich der Theologie widmen wollten, so ließen sie sich am protestantischen Seminar einschreiben. Er folgte einfach ihrem Beispiel.

Von dem Neufseren eines Studenten hatte freilich der

frische rotwangige Knabe von fünfzehn Jahren wenig an sich. Er war nicht bloß klein von Gestalt, sondern auch schüchtern und ängstlich. Die älteren Studenten, unter denen manche rohe Gesellen waren, machten ihm ordentlich bange. Als er am 2. November 1819 in die erste Vorlesung, bei Emmerich, ging, wagte er es nicht, den Hörsaal allein zu betreten: seine beiden Freunde Doldé und Hoffet mußten ihn begleiten. Er ahnte damals nicht, daß er in diesen Räumen, die er mit Zittern und Zagen betrat, mehr denn ein halbes Jahrhundert durch als ein Meister der Wissenschaft walten würde.

Die Kollegien, die er jetzt zu hören bekam, bereiteten ihm allerdings manche Enttäuschung. An der königlichen Akademie — in dem früheren Jesuiterkollegium und heutigen Priesterseminar — lehrten, neben dem älteren und dem jüngeren Schweighäuser und dem vortrefflichen Herrenschneider, der Extribun Massenet und der frühere Emigrant de Saint-Benant, jener Geschichte, dieser klassische Litteratur, mit geringem Erfolg. Buntain allein, der spätere Priester und Domherr am Münster, hatte großen Zulauf in seinen philosophischen Vorlesungen, die auch Reuß regelmäßiger und mit wirklichem Interesse besuchte.

Auch im protestantischen Seminar fand der junge Student nicht was er gehofft hatte. Es gab zwar unter den damaligen Professoren grundgelehrte Leute; die meisten aber waren hochbejahrt, und einigen fehlte es überdies an der Gabe des Vortrags. So standen die Hörsäle fast immer leer. Redselob, der in lebendiger, anregender Weise über Philosophie las, und der junge Emmerich, der an des alten, kindisch gewordenen

Webers Stelle Kirchengeschichte dozierte, waren fast die einzigen, welche größere Auditorien um ihren Lehrstuhl sammelten. Schlimmer noch war, daß die Professoren sich um die Privatstudien der Studenten durchaus nicht kümmerten, noch ihnen die nötigen Ratschläge bezüglich der zu befolgenden Methode oder der zu lesenden Bücher erteilten.

Es bestand zwar ein wissenschaftlicher Verein, die „Klostergesellschaft“, unter der Leitung des Pädagogen des Wilhelmerstiftes. Aber Keuß fühlte sich zu jung, in dieselbe einzutreten: er fürchtete sich auch hier vor den älteren Studenten. So blieb ihm nichts übrig, als selbst, im Verein mit einigen Studiengenossen, eine Gesellschaft zu gründen, in welcher sie die alten Klassiker und namentlich Tacitus lasen und commentierten. Zu Ostern 1821 trat er dann doch in die Klostergesellschaft ein. Er schrieb für dieselbe mehrere deutsche und lateinische Dissertationen über geschichtliche Gegenstände und übte sich in der Kunst des Recensirens, durch die er sich später in die theologische Welt einführen sollte.

Theologie wurde in der Klostergesellschaft nicht getrieben, und zur Theologie fühlte sich Keuß auch nicht hingezogen. Er neigte viel mehr zur Philologie. Dahin wiesen ja seine bisherigen Studien; dazu befähigten ihn auch die erworbenen Talente, namentlich seine Virtuosität in der Handhabung der lateinischen Sprache. Freilich die Art und Weise, wie die Philologie damals in Straßburg verstanden wurde, war nicht nach seinem Geschmack. Das war eitel trockene Wortklauberei und Silbenstecherei. Von dem reichen Schatz geistigen Lebens,

den sie hütet, schien man keine Ahnung zu haben. Ebensovienig von der vergleichenden Sprach- und Mythenforschung. Neuß hatte durch sich selbst die Grundgesetze dieser Wissenschaft gefunden; als er sie aber eines Tages in der Klostergesellschaft vortrug, lachte man ihn einfach aus. Das nahm ihm den Mut und zog ihn von der Philologie ab.

Indessen mußte er, nachdem er am Ende des zweiten Jahres bachelier ès lettres geworden, sich für irgend ein Studium entscheiden. Er wandte sich der Theologie zu: nicht aus innerem Drang und Beruf, die existierten bei ihm nicht; sondern er ließ sich in seiner Unentschlossenheit durch das Beispiel seiner Freunde und Studiengenossen bestimmen. Nun aber sagten auch die theologischen Vorlesungen ihm nicht zu. Es überkam ihn wie ein Eckel an Allem. Bald mied er die Kollegien gänzlich, und als der Sommer kam, verließ er die Stadt und die Fakultät und zog sich auf den Neuhoß zurück. Hier verbrachte er sechs Monate in einer Abgeschiedenheit, die nur von Zeit zu Zeit durch den Besuch seiner vertrauesten Freunde gestört wurde, mit sich und seinen Gedanken beschäftigt. Es war eine entscheidungsvolle Krisis, die er durchmachte, und aus der er geläutert und gestärkt hervorging. Jetzt war ihm klar, daß mit den Klassikern die Welt nicht zu bewegen sei, und sie zu bewegen, dazu fühlte er sich auch berufen und nicht zu schwach — so entschied er sich doch für die Theologie.

Freilich, das Studium derselben war damals in Straßburg kein leichtes. Waren die Jahre 1821—1825 überhaupt auf dem theologischen Gebiete unfruchtbar, so waren sie es ganz

besonders im Claß. Jede wissenschaftliche Thätigkeit schien an der theologischen Fakultät erstorben zu sein. Seit der Restaurationsepöche war nicht eine einzige akademische Dissertation mehr gedruckt worden. Unter den älteren Professoren war Dahler allein schriftstellerisch thätig, doch wurden seine Bücher weder gekauft noch gelesen. Hassner und Redelob waren eher talentvolle Kanzelredner als bedeutende Theologen und hatten mit der Bewegung auf dem wissenschaftlichen Gebiete wenig Fühlung. Wohl waren in den letzten Jahren jüngere Docenten herbeigezogen worden, und Bruch, der jüngste unter ihnen, erfreute sich bei der akademischen Jugend einer großen Beliebtheit; aber erst vor Kurzem an die theologische Fakultät berufen, war er durch die Ausarbeitung seiner Kollegien noch allzusehr in Anspruch genommen, um mit den Studierenden in nähere Verbindung zu treten und auch außerhalb des Hörsaals auf sie einzuwirken. So fehlte es den Meisten an Sporn und Anleitung. Hierzu kam, daß das Programm der Vorlesungen der Lücken viele bot: es umfaßte wohl Dogmatik und Moral, Exegetik des Alten und des Neuen Testaments, Homiletik und Kirchengeschichte, aber von Encyclopädie und Hermeneutik, von biblischer Theologie und christlicher Archäologie, von Symbolik und Apologetik war keine Rede.

Da mußten wiederum Privatstudien nachhelfen, und Reuß trieb sie fleißig mit einigen wenigen Freunden, die sich ihm angeschlossen. Dabei wurde doch auch das gesellige Leben vielfach gepflegt. Schon 1823 hatte er die *Constantia* gestiftet, ein halb gemüthliches, halb wissenschaftliches Kränzchen, das bald 11 Mit-

glieder zählte. Es waren Jünglinge voll glühender Begeisterung und vielen Illusionen, die sich berufen glaubten, die Welt zu reformieren, und in diesem naiven Glauben sich glücklich fühlten. Ihre Zusammenkünfte hielten sie im dritten Stock des Keuß'schen Hauses, wo sie bei Bier und Tabak discurierten, disputirten und schwärmten. Von Zeit zu Zeit ging es auch in die freie Natur, in die Vogesen oder den Schwarzwald, in kühlen Waldesgründen oder an frischen Bergquellen die fieberheiße Seelenglut zu löschen. Es waren schöne Tage, voller Poesie und reiner jugendlicher Begeisterung.

Indessen kam für Keuß das Ende der Studienzeit heran. Am 19. August 1825 bestand er sein Kandidatensexamen und ließ seine erste wissenschaftliche Arbeit, eine lateinische Dissertation über die theologische Litteratur des VII. und VIII. Jahrhunderts, im Druck erscheinen. Am 26. August fand die öffentliche Disputation über dieselbe, ebenfalls in lateinischer Sprache statt. Er war der erste Kandidat seit 1792, der „magistrierte“ und dazu lateinisch redete.

Was sollte er nun aber beginnen? Zum Prediger, das fühlte er wohl, war er nicht geboren. Das erste Mal schon als er zu St. Nikolaus, in der homiletischen Übungsstunde, vor den andern Studenten predigen sollte, war er gleich im Eingange seiner Rede stecken geblieben. Als er dann in Linz, einem Dörfchen zwischen Kehl und Bischofsheim, seine erste öffentliche Predigt hielt, war er zwar glücklich bis an's Ende

gelangt, aber unter so großen Anstrengungen, daß er sich gelobte, die Kanzel sobald nicht wieder zu besteigen. Er bestieg sie noch einmal zwei Jahre später in der reformierten Kirche von Straßburg, aber es war das letzte Mal. Er, sonst ein Meister des Wortes, fühlte sich wirklich nicht zum Kanzelredner geschaffen.

Wenn er aber nicht Pfarrer werden wollte, was dann? — Die Lösung dieser Frage ließ er vorläufig in der Schwebe. Sein Schwager Himly war als Kandidat in Göttingen gewesen und hatte von dort die besten Erinnerungen mitgebracht; so wollte auch er die deutschen Universitäten besuchen und sich nachher längere Zeit in Paris aufhalten.

Raum war das Kandidatenexamen bestanden, so machte er sich reisefertig. Nach schwerem Abschied von dem Familien- und Freundeskreise — war es doch das erste Mal, daß er das Vaterhaus auf längere Zeit verließ — schiffte er sich den 27. September in Kehl ein. Ueber Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt, wo er seine Verwandten aufsuchte, über Mainz und Coblenz, wo die Schönheit des Rheins ihn bezauberte, gelangte er nach Gießen und zuletzt nach Göttingen. Aber in der berühmten Musenstadt wartete sein auch wieder manche Enttäuschung. Das dortige Studentenleben entsprach dem nicht, was er erwartet hatte. Von den 1400 Studenten waren über 700 Juristen, und unter diesen waren wiederum 200 Adelige. So herrschte bei den einen ein steif aristokratischer Ton und bei den andern ein rohes, ungesittetes Wesen, die ihn beide anwiderten. Doch fand er einige gute Freunde, wie Hunzicker

aus Zürich, Cornelius Guntz aus Nassau, Rettberg, den künftigen Kirchenhistoriker, u. a. Die Kollegien selbst, er mußte sich's gestehen, waren kaum interessanter als in Straßburg. Planck war damals alt und abgearbeitet; Stäudlin und Pott begnügten sich damit, ihre Hefte zu diktieren; Heeren war eine ehrwürdige Ruine und Ewald ein noch unbekannter Privatdozent. Der einzige, der ihn wirklich anzog und fesselte, war Johann Gottfried Eichhorn, der berühmte Orientalist, er zwar auch einer der ältesten unter den Professoren der philosophischen Fakultät, aber noch geistesfrisch und anregend, und der dem jungen Straßburger Theologen in liebenswürdigster Weise entgegenkam.

Reuß blieb den ganzen Winter über in Göttingen und arbeitete fleißig, doch auch jetzt noch ohne viel Methode. Mit den Freunden aus der Constantia unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel, halb wissenschaftlich, halb sentimental, wie es in der Tendenz jener Zeit lag. Es war für ihn gleichsam eine Periode des Uebergangs, noch ohne bedeutende Anstrengung, aber voll von Bewußtsein und Vertrauen. Seine Briefe endeten alle mit dem Wahlspruch: «Fuit Ilion, sumus Troes, erit Roma!»

Im März 1826 vertauschte er Göttingen mit Halle, dessen theologische Fakultät, damals die besuchteste in ganz Deutschland, über 500 Studierende zählte. Die Stadt, von der heutigen industriellen Metropole sehr verschieden, hatte, mit ihren engen und schmutzigen Gassen, wenig Anziehendes. Und doch fühlte sich Reuß bald heimisch in ihr. Er fand eben hier einen

sympathischen Kreis, wie er ihn bisher nicht gefunden hatte. Sein Schwager hatte ihn an dem ihm befreundeten Professor Wegscheider empfohlen, und dieser ihn hinwiederum bei seinem Verwandten, dem berühmten Gesenius, eingeführt. In beiden sowohl durch Geistes- wie durch Herzensbildung ausgezeichneten Familien wurde Reuß außers Herzlichste aufgenommen und bald wie ein Kind des Hauses behandelt. Er hatte sich in Deutschland noch nicht so glücklich gefühlt wie hier. Auch das Universitätsleben erschien ihm in Halle in einem schöneren Lichte, also daß er unter dem Einfluß dieser Eindrücke längere Zeit versucht war, die deutschen Universitäten allzu vorteilhaft zu beurteilen. Freilich waren auch die Professoren, die er hier kennen lernte, Thilo, Niemeyer, Tholuck und Gruber, der Herausgeber der Encyclopädie und Schwiegersohn Wielands, interessanter als diejenigen die er bisher gesehen und gehört hatte.

Auf seiner Herreise nach Halle hatte Reuß Eisenach und die Wartburg besucht und den beiden Vertretern des wissenschaftlichen Rationalismus, Bretschneider in Gotha und Röhr in Weimar, seine Aufwartung gemacht, auch einige Tage in Jena verweilt. Jetzt machte er von Halle aus eine Fußreise in den Harz, und mit Frau Wegscheider und Frau Gesenius und deren Kinder eine Reise nach Berlin, die er später in einem humoristischen Aufsätze beschrieben hat.

Nach herzlichstem Abschied von den liebgewordenen Freunden verließ Reuß am Ende des Sommersemesters Halle und kehrte über Leipzig, Dresden, Nürnberg und Stuttgart nach Straß-

burg zurück, wo er am 10. Oktober anlangte. Den folgenden Winter brachte er im väterlichen Hause in ernster Sammlung zu. Nachdem er aber am 25. April 1827 von Haffner in der Nikolaikirche ordiniert worden war, unternahm er die längst geplante Reise nach Paris. Seine Absicht war, hier unter Sylvestre de Sacy orientalische Studien zu machen und nebenbei sich den äußeren Schliff zu erwerben, der ihm noch fehlte. Elf Monate weilte er in der Hauptstadt, während derer er seine beste Zeit den arabischen und syrischen, besonders aber den alttestamentlichen Studien widmete. Durch Vermittlung von Pfarrer Goepf, Präsident des lutherischen Konsistoriums von Paris, und von seinem Freunde Vafite, damals Pfarrer in Metz, und später, seit 1848, Professor an der faculté des lettres von Straßburg, lernte er einige der bedeutenderen Persönlichkeiten des französischen Protestantismus kennen, so Monod den Vater, Juillerat, Albert Stapfer, das frühere Mitglied des schweizerischen Direktoriums, Charles Coquerel, der ihn für seine *Revue protestante* zu gewinnen suchte, Benjamin Constant, der damals vom Departement des Niederrheins in die Deputirtenkammer gewählt worden war, und andere mehr. Doch verkehrte er am meisten mit den elsässischen Freunden und Bekannten, die er in der Hauptstadt getroffen, mit Friedrich Schaller, Kaufher, Zaegle, Theodor Boeckel, Müntz, vor allem mit Johann Jakob Boshinger, der aus dem südlichen Frankreich und Italien zurückgekehrt, in Paris denselben Studien wie er selbst oblag. Neuß hatte ihn bisher wenig gekannt und selten Umgang mit ihm gehabt; bald aber fühlte er sich durch seinen

edeln Geist, sein reiches Wissen und seine bescheidene Milde mächtig angezogen und schloß sich ihm aufs Innigste an. Der ältere Freund, ihm an Kenntnissen und Lebenserfahrung überlegen, aber offenen Sinnes für seine Pläne und Bestrebungen, wurde ihm Führer und Muster und half ihm, die noch mangelnde Reife zum wissenschaftlichen Berufsleben erwerben.

Dieser Freundschaftsbund war nicht der geringste Erwerb, den er von seinem Pariser Aufenthalte mitbrachte, als er am 2. April 1828 über Weß, wo er Pfarrer Lasite besuchte, nach Straßburg zurückkehrte.

Raum war Eduard Reuß in seine Vaterstadt zurückgekehrt, so that sich ihm ein Feld der Thätigkeit auf, an das er wohl nicht gedacht hatte. Der jüngere Schweighäuser, bei dem sich die ersten Anzeichen der Lähmung, an welcher er fünfzehn Jahre lang leiden sollte, eben eingestellt hatten; mußte auf seine Vorlesungen verzichten, und Lachenmeyer, zu seinem Stellvertreter am protestantischen Seminar ernannt, suchte nach einem provisorischen Ersatzmanne für das Gymnasium. Man bot Reuß die Stelle an. Er nahm sie nach längerem Zaudern, doch nur unter der Bedingung an, daß ihm kein Entgelt für seine Mühewaltung geboten würde. Ihm war es vor allem um die Uebung in der Lehrthätigkeit zu thun. So trat er am 15. April 1828 in das Gymnasium ein und dozierte bis zum 15. April des folgenden Jahres Griechisch und Lateinisch in Quarta und Tertia, sowie auch in Prima. In dieser letzten

Klasse fand er einige ausgezeichnete Schüler, die ihm große Freude bereiteten, Baum, Cuniz, Bergmann, Carl Schmidt, und Andere; sie sollten später aus Schülern seine besten Freunde und Kollegen werden.

Bald nahmen ihn noch andere, für ihn ganz besonders interessante Beschäftigungen in Anspruch. Schon in Paris, im Geräusche der Hauptstadt, hatte er mit Voehinger den Plan einer theologischen Gesellschaft gefaßt, d. h. eines Vereins, der sich das Studium der Theologie zum Ziele setzte, und den sie nach ihrer Heimkehr stiften wollten. Am Anfang des neuen Schuljahres schien der günstige Augenblick für das Beginnen des Werkes gekommen zu sein, und den 19. November 1828 trat jene Gesellschaft in's Leben, die während 60 Jahren die besten und talentvollsten unter den jungen Theologen der Straßburger Fakultät zu schönen Zwecken vereinigt hat. Mit ihr wurde bald ein Beiseverein verbunden, welcher die Mitglieder auf direktem Wege mit den religiösen Interessen und Verhandlungen der Zeit bekannt machen sollte, und aus welchem schon nach zwei Jahren das theologische Kasino zur Belehrung und Unterhaltung hervorging, das bis auf den heutigen Tag fortbesteht.

Andere Pläne beschäftigten Reuß in dieser Zeit. Die Verfassung der protestantischen Kirche schien ihm in Bezug auf ihre Basis — die Meistbesteuerten saßen in den Konsistorien — einer dringenden Reform bedürftig. Diese vorzubereiten und herbeizuführen, wollte er mit einigen seiner Freunde eine kirchliche Zeitung unter dem Titel: «Journal des Eglises françaises et étrangères» gründen. Das Projekt war bereits

mit Boehinger, Lurzing und Köhrich ausgearbeitet worden; Ducros, in Nîmes, und Louis Goguel, in Paris, hatten ihre Mitwirkung versprochen, als die politische Krisis von 1830 ausbrach, und die Ausführung des Planes hinderte.

Die Julirevolution trieb ihn auf einige Zeit aus seinem Studierzimmer heraus und lenkte seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge hin. Gern erzählte er später, wie er in jenen Tagen auch eine Rolle gespielt. Als die Bürgerschaft bewaffnet wurde, holte er sich, wie die Anderen, eine Flinte im Arsenal, und stand auf Posten an dem Thore der Mairie, wo die improvisierte Munizipalkommission tagte. Da erhielt er den Befehl, sich der aus Paris angekommenen Depeschen zu bemächtigen. Er nahm seine alte Flinte, an der sogar der Feuerstein fehlte, auf die Schulter und marschierte ganz allein nach der Postdirektion in der Blauwolkengasse. Der alte Direktor, Herr von Batapie, empfing ihn würdevoll und erwiderte auf sein Ansuchen: «Je ne céderai qu'à la force des baionettes!» Reuß kreuzte zum Spaß das Bajonett gegen ihn, und alsbald wurde der alte Herr ganz zahm und gab den Befehl, die Depeschen abzuliefern. Sie wurden unter Reuß' Eskorte nach der Mairie gebracht.

War es diese Heldenthat oder das Ansehen, das er sich zu verschaffen gewußt, kurz, seine Kompagnie wollte ihn zum Unteroffizier ernennen. Er aber wollte nichts Anderes sein, als ein einfacher Voltigeur. Und wie er in allem, was er angriff, mit Leib und Seele dabei war, so auch jetzt in diesen Dingen. Jeden Morgen war er punkt 5 Uhr auf dem Exerzierplatz

und machte alle Uebungen und Manöver aufs Gewissenhafteste mit. Erst im Jahre 1834, als bei der neuen Wahl der Offiziere die konservativen Elemente beseitigt und lauter „Drafehler“ ernannt wurden, zog er sich zurück. Uebrigens wurde schon acht Tage nachher die Nationalgarde durch eine königliche Ordonnanz aufgehoben, und von der ganzen Herrlichkeit blieb weiter nichts übrig, als ein ungeheurer Schaß, der noch viele Jahre nachher, als Reuß Familienvater geworden, seinen Kindern das liebste Spielzeug war.

Bis dahin war Reuß liberal gewesen; die Julirevolution warf ihn der entgegengesetzten Richtung in die Arme, sie leitete ihn sogar, wie er sich später ausdrückte, die „größte Thorheit“ seines Lebens zu begehen, nämlich Journalist zu werden. Eine gewisse Anzahl von Kaufleuten, Fabrikherren und Rentiers achteten, daß der „Niederrheinische Kurier“, damals das einzige politische Blatt Straßburgs, allzu revolutionär geworden sei, sie beschloffen daher ein konservativeres Organ zu gründen. Im April 1831 wurde dem jungen Reuß die Redaktion dieses Organs, das den Titel «l'Alsace constitutionnelle» führen sollte, angeboten. Schon am 15. Mai erschien die erste Nummer, aus 4 Seiten klein in-Folio bestehend, und in den zwei Sprachen redigiert, bei Heiß in der Schlauchgasse. Allein es fehlte dem Hauptredakteur an Mitarbeitern. J. H. Schnizler und Jung waren die einzigen, die ihm unter die Arme griffen, so daß fast die ganze Last der Arbeit auf ihm ruhte. Nach drei Monaten erklärte er, daß er so nicht fortfahren könne, und das ganze Unternehmen hörte auf.

Mittlerweile bereiteten sich große Veränderungen in seiner Umgebung und vor allem im Familien- und Freundeskreise vor. Sein Vater, dessen Kraft längst gebrochen war, starb im November 1831, 75 Jahre alt. Kurz vorher war sein Herzensfreund Bockinger, damals Pfarrer zu St. Nikolai, von der Schwindsucht hingerafft worden. Aber auch am protestantischen Seminar und an der theologischen Fakultät war die alte Generation der Professoren im Begriff zu verschwinden und einer neuen Platz zu machen. Haffner hatte schon 1831 das Zeitliche gesegnet. Dahler folgte ihm 1832 ins Grab, und bald nachher mußte G. Schweighäuser, der zunehmenden Lähmung wegen, seiner Professur definitiv entsagen. Indessen war für Neuß vorderhand keine Aussicht, anzukommen. Er hatte zwar im Jahre 1825 sein Lizentiatenexamen bestanden und sich durch eine lateinische Dissertation und Disputation über „Die Apocryphen des Alten Testaments“ habilitiert, er hatte auch zu Hause privatissime mehrere Vorlesungen gehalten, aber es waren ältere Kandidaten da, die man zuerst berücksichtigen zu müssen glaubte. Friß wurde an die theologische Fakultät berufen, Jung, Willm, Lachenmeyer und Hasselmann an das protestantische Seminar ernannt, und für Neuß blieb nichts übrig.

Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß man auch ohne öffentliches Amt wirken könne. Doch entschloß er sich auf Bruch's Zureden, im Jahre 1833 als Privatdozent Vorlesungen am protestantischen Seminar zu beginnen. Er kündigte ein Kollegium über Encyclopädie der theologischen Wissenschaften und ein anderes über Exegetik des Neuen Testaments an. Zu

dem ersteren meldeten sich alsbald 20; zu dem anderen 31 Zuhörer. Das war ein schöner, vielverheißender Anfang, da damals die theologische Fakultät im Ganzen nur 70 Studierende zählte, worunter 30 aus dem innern Frankreich, die kein Deutsch verstanden. Aber Reuß arbeitete viel zu angestrengt. In Folge dessen stellten sich im Jahre 1834 heftige Blutstürze ein. Die Aerzte gaben ihn verloren. Zwölf Tage lag er ohne Besinnung darnieder, während seine Mutter und seine Schwestern, und auch seine Studenten an seinem Lager wachten. Endlich siegte doch seine gute Natur, und unter der hingebenden Pflege der Seinen stellte sich seine Gesundheit langsam her. Während dieser Konvaleszenz, am 31. Oktober 1834, ernannte ihn das protestantische Seminar zum außerordentlichen Professor mit einem Gehalte von 600 Francs.

Das war freilich eine geringe Anerkennung seiner Leistungen. Er arbeitete doch getrost weiter. Im Jahre 1835 hielt er zum ersten Male seine Vorlesungen über die Einleitung in das Neue Testament, aus welchen wenige Jahre nachher sein epochemachendes Lehrbuch hervorgehen sollte. Um dieselbe Zeit entdeckte er auch den Schlüssel zu der johanneischen Apocalypse in der Entzifferung der Zahl 666 (Off. XIII, 18), die hundert Mal vergeblich versucht worden war, und die er durch „Nero Caesar“ erklärte. Er theilte die wichtige Entdeckung dem Professor Lücke in Göttingen mit, der aber durch die geringe Beachtung, die er ihr schenkte, ihm den Mut nahm, damit sofort in die Oeffentlichkeit zu treten.

Indessen bereitete sich doch ein Umschwung in seiner äußeren Lage vor. Matter, der seit vier Jahren als Generalinspektor der Universität in Paris weilte, schickte im Sommer 1836 seine Demission als Professor am protestantischen Seminar ein. Es galt, ihn zu ersetzen. Schon bezeichnete das öffentliche Gerücht den Pfarrer Dürrbach, der angefangen hatte, als Privatdozent Vorlesungen zu halten, als seinen Nachfolger. Da erhielt eines Morgens, als er vom Neuhof hereinkam, Neuß ein Billet von Friß, der ihm seine Ernennung zum ordentlichen Professor ankündigte. Sie hatte am 8. Juli 1836 stattgefunden. Einen Monat nachher wurde er als Kanonikus des St. Thomastistes installiert. Seiner Familie, seiner guten Mutter besonders, gereichte diese Ernennung, die ihm nicht allein eine gesicherte, sondern eine angesehene Stellung gab, zu unbegreiflicher Freude; ihm selbst war sie vor allem eine Genugthuung. Zwei Jahre später wurde ihm dann eine andere zuteil: am 30. Oktober 1838 ernannte ihn der Minister des öffentlichen Unterrichts de Salvandy zum « chargé de cours » an der theologischen Fakultät und beauftragte ihn mit dem Kursus der Moral, den er übrigens nie las, sondern seinem Kollegen Bruch überließ.

Kurze Zeit nachher gründete er seinen eigenen Hausstand, indem er am 18. Mai 1839 sich mit seiner Nichte, Fräulein Julie Himly, verheiratete. Bezeichnend für seine Pflichttreue ist, daß er selbst am Morgen des Hochzeittages seine Vorlesungen nicht einstellen wollte. Ehe er, um 11 Uhr, zur bürgerlichen Trauung nach dem Gemeindehause fuhr, hatte er

von 8 bis 10 zwei Kollegien gelesen. Ein Beispiel der Berufstreue, das vielleicht einzig in der Geschichte dasteht!

Ein neues Leben brach jetzt für ihn an, ein Leben wie er es später so schön beschrieben, wenn er von seinem Hause sagt: „Da drinnen hauste ich nun seit Jahren mit der Priesterin, die es geweiht hat zu einem Tempel des Friedens aus welchem der tägliche Weihrauch alle Spudgeister des Unmuts bannet: was unsere Ruhe stören könnte, kommt nicht über die gefeierte Schwelle . . .“ Um ihn aber und die jugendliche Gattin sammelte sich ein erlesener Kreis von Freunden, aus seinen früheren liebsten Schülern bestehend: Baum und Cuniz, Schimper und Bergmann, Schwebel und Röhrich. Die beiden ersteren namentlich, mit Neuß schon durch gemeinschaftliches Schaffen aufs Innigste verbunden, verkehrten viel im Hause, nicht anders als ob sie liebe Verwandte wären. Gelegentlich kamen auch aus der Fremde befreundete Gäste, meist aus Gelehrtenkreisen hinzu.

Ein anderes Leben ging dem Hause auf, als am 13. November 1840 ihm eine Tochter geboren war, und am 13. Oktober 1841 ein Sohn folgte. Und zur Freude an diesem neu erblühenden Leben um ihn her, kam bald für Neuß noch andere Vaterfreude. Um eben diese Zeit erblickten nämlich auch die ersten Kinder seines Geistes das Licht des Tages. Im Jahre 1840 erschien die „Denkschrift der theologischen Gesellschaft“ mit der merkwürdigen Skizze: „Ideen zur Einleitung

in das Evangelium Johannis“, und 1842 die „Geschichte der heiligen Schriften neuen Testaments“, ein dünnes Handbuch nur, das aber durch die neue Art und Weise wie es die Einleitungswissenschaft erfaßte und behandelte von epochemachender Bedeutung war.

Und nun blieb auch die wohlverdiente Anerkennung und Auszeichnung nicht aus. Jena, der theologischen Fakultät von Marburg zuvorkommend, die Reuß dieselbe Ehrenbezeugung zugebracht hatte, ernannte ihn im Jahre 1843 zum Doktor der Theologie und bot ihm kurz nachher eine Professorsstelle an, mit beträchtlichem Gehalt und dem Titel eines Kirchenrats. Allerdings ein verlockendes Anerbieten, und dies umsomehr, als die Verhältnisse in Straßburg damals in mancher Hinsicht wenig erquicklich waren. Er zauderte lange; schließlich hielten doch die Liebe zu seiner Mutter und die Anhänglichkeit an seiner Vaterstadt und seinen Studenten ihn zurück. Ein Glück war es für ihn und für die Anderen; denn gewiß hat er in Straßburg, auf der Grenze zwischen Frankreich und Deutschland, ein viel weiteres Feld gepflügt und viel reichere Früchte geerntet, als dies ihm je in dem kleinen Jena möglich gewesen wäre.

Fast doch wollte ihn sein Entschluß reuen, als das Revolutionsjahr 1848 und mit demselben eine Reihe von Unannehmlichkeiten aller Art hereinbrach. Die Welt draußen hatte ihn in den letzten Jahren wenig gekümmert. Von politischen Diskussionen, die er als leere „Nagbalgereien“ bezeichnete, wollte er schon lange nichts mehr wissen. Die Revolution fiel

ihm daher wie aus den Wolken „mit der Schwere eines zermalmenden Mühlsteines“. Er sah schon das Eigentum und die Familie ernstlich bedroht, ja die besten Errungenschaften des Jahrhunderts geradezu in Frage gestellt. Andererseits erfüllten ihn die Ausschreitungen, zu denen sich die akademische Jugend durch den ungeklärten Freiheitsdrang, der auch ihrer sich bemächtigt hatte, hinreißen ließ, mit tiefem Aerger. So richteten die Studierenden der Theologie in jenen Tagen an die «Citoyens professeurs» das dreifache Begehren, daß keiner der Professoren mehr als drei Stunden wöchentlich lesen, keine Kollegien mehr in deutscher Sprache gehalten und alle Vorlesungen im Akademiegebäude stattfinden sollten. Die Professoren waren in größter Verlegenheit; einige unter ihnen besorgten, daß eine zurückweisende Antwort die Studenten zu weiteren Ausschreitungen führen möchte. Neuß aber erklärte seinen Zuhörern vom Katheder herab in dürren Worten, daß er auf solche unsinnige Forderungen nicht eingehen werde, und daß diejenigen, die sie stellten, einfach aus seinem Kollegium bleiben könnten. Zugleich ergriff er doch die Gelegenheit, von Bruch unterstützt, gewisse Reformen am Seminar und in der Fakultät zu verlangen, die allerdings auch wieder am Widerstand einiger Kollegen scheiterten.

Auch auf dem kirchlichen Gebiete wurde damals revolutioniert. Die große Frage der Trennung von Kirche und Staat trat einen Augenblick in den Vordergrund. Neuß war der Meinung, man müsse durch eine autonome Organisation sich für den Fall bereit machen, wo die Trennung wirklich ausge-

sprochen würde. Er agitierte emsig hiefür, machte aber bald die Erfahrung, daß mit Menschen ohne Willen eben nichts anzufangen sei. Er fuhr doch fort, sich mit den brennenden kirchlichen Fragen zu beschäftigen; er nahm dann als Mitglied der Delegirtenversammlung; die vom 18. bis zum 29. September 1848 tagte, — er war durch das Konsistorium Lützelstein als Laienmitglied in dieselbe gewählt worden, — thätigen Anteil an der Beratung des von der Direktorial-Kommission ausgearbeiteten Verfassungsentwurfes. Freilich führte auch diese Beratung zu keinem Ziele. Was in Straßburg beschlossen worden war, wurde einfach in Paris durch die Regierung Ludwig Napoleons ignoriert.

Neuß tröstete sich über so manche Enttäuschung und auch über so manche schmerzliche Prüfung, die mittlerweile über ihn ergangen war — er mußte im Jahre 1848 seinen älteren Bruder Louis und seine teure Mutter, und am Anfang des folgenden Jahres seinen zweiten Sohn Otto begraben — indem er noch emsiger an die wissenschaftliche Arbeit ging. Seine Beziehungen zu Frankreich, bis jetzt so lose, und die das Revolutionsjahr noch zu lockern geschienen hatte, knüpften sich nun plötzlich fester und wurden für ihn die Quelle und Triebfeder einer geistigen Thätigkeit, wie er sie noch nicht gekannt hatte. Im Sommer 1849 hatte er nämlich zum ersten Mal ein Kollegium in französischer Sprache über die Theologie des Neuen Testaments gelesen. Einige Studenten aus dem mit-täglichen Frankreich schrieben das in freier Rede Vorgetragene so genau wie nur möglich nach und brachten es miteinander

ins Reine. Bald kursierten ihre Hefte in Genf und in Frankreich. Sie machten hier wie dort gewaltiges Aufsehen. Noch war das Jahr nicht zu Ende, so kamen aus Montauban und Genf Adressen an Reuß, die ihn inständig baten, seine Vorlesungen über neutestamentliche Theologie drucken zu lassen. Er zauderte nicht: am Christtage 1849 setzte er sich ans Werk, und am Anfang des Jahres 1852 erschien seine «Histoire de la théologie chrétienne au siècle apostolique», in zwei Bänden, von den einen mit Jubel begrüßt, von den andern mit Mißtrauen oder geheimem Ingrimm aufgenommen. So erzählte man von dem bekannten Geschichtschreiber und Professor der evangelischen Theologenschule zu Genf, Merle d'Aubigné, daß er darüber geäußert hätte: «C'est un livre perfide!» und von dem französischen Minister des öffentlichen Unterrichts, Fortoul, daß er ausgerufen: «C'est un digne pendant à la vie de Jésus de Strauss!» Solche Urteile hinderten freilich nicht, daß das Buch von Laien wie von Theologen gelesen und nach kurzer Zeit eine zweite Auflage desselben nötig wurde, nachdem es unterdessen auch in das Holländische übersetzt worden war.

Mittlerweile war ein anderes für die französische Theologie höchst bedeutungsvolles Unternehmen aufgetaucht, an dem Reuß sich in hervorragender Weise beteiligen sollte. Scherer und Colani, beide der Ortodoxie entsagend, der sie bisher angehört, hatten im September 1849, bei einem Besuch auf dem Reuhof, ihm die Absicht mitgeteilt, eine theologische Zeitschrift in französischer Sprache zu gründen, und ihn zur Mitwirkung an

derselben aufgefordert. Reuß war auf den Gedanken willig eingegangen. Er schlug vor, auch Sardinouz, Berny, Vigié und einige andere zur Mitarbeit heranzuziehen. Allein das Projekt scheiterte an den Bedenken des einen oder andern. Da trat Colani plötzlich mit der Ankündigung seiner «Revue de théologie et de philosophie chrétienne» hervor, die großes Aufsehen machte und bald zu einer heftigen Polemik Veranlassung gab. Von den Mitarbeitern der ersten Stunde zogen sich einige ganz zurück, andere hielten sich klug bei Seite, so daß bald die Last der Redaktion, außer auf Colani und Scherer auf Reuß ruhte, der in den 32 Bänden, die von 1850 bis 1869 erschienen, eine lange Reihe bedeutender Abhandlungen erscheinen ließ.

Mehr und mehr entfernte er sich von da an, was seine Arbeiten betraf, von Deutschland, um sich Frankreich zuzuwenden. Nicht als ob er nach der deutschen Seite nichts mehr geleistet hätte; vielmehr ließ er gerade in den fünfziger Jahren die zweite, wie auch die dritte, sehr vermehrte Auflage seiner „Geschichte der heiligen Schriften Neuen Testaments“, und ebenso die sechs Bände der in Verbindung mit der theologischen Gesellschaft von ihm und Cuniz herausgegebenen „Beiträge zu den theologischen Wissenschaften“ erscheinen, und begann er, seine „Geschichte der heiligen Schriften Alten Testaments“. Er blieb auch in beständiger und freundschaftlichster Beziehung zu der deutschen Theologen- und Gelehrtenwelt. So hatte er 1850 eine größere Reise nach Marburg, Jena, Halle und Berlin gemacht und an dem Orientalistenkongreß in Gießen

teilgenommen; so ging er dann im Jahre 1856 wieder über den Rhein, wohnte mit Rührung der 300 jährigen Jubelfeier der Universität Jena bei, besuchte Halle, wo Tholuck ihn auf das Freundlichste empfing, Leipzig und Meissen, wo er einige vergnügte Tage bei seinem früheren Schüler Graf verlebte, Berlin, wo er in der Familie Wegscheider alte liebe Erinnerungen auffrischte, Wolfenbüttel, Hamburg, Braunschweig und Gießen, und machte zuletzt die Bekanntschaft des Ritters von Bunsen in seiner Villa Charlottenburg bei Heidelberg. Er vergaß ja nicht, daß dort in Deutschland ihm das Wesen der Wissenschaft und die Bedingungen des akademischen Wirkens erst klar geworden, und daß er überhaupt dort erst zu innerm Leben erwacht war; er vergaß auch nicht, daß ihm von deutscher Seite für seine wissenschaftlichen Leistungen, über die er ja sehr bescheiden urtheilte, volle Anerkennung zu Theil geworden war; aber wenn er nach der französischen Seite blickte, so sah er ein weites Brachfeld, zu dessen Umbruch und Anbau der günstige Moment gerade gekommen schien, und er fühlte sich berufen, die Hand an den Pflug zu legen und die nicht leichte, aber lohnende Arbeit zu unternehmen. So reiste in ihm der Entschluß, ein französisches Bibelwerk herauszugeben, welches eine neue Uebersetzung der heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments, mit Einleitungen und Commentarien, dem größeren Publikum in einer einfachen, klaren, und selbst zarte oder ängstliche Gewissen nicht abstoßenden Form, böte. Und der Entschluß einmal gefaßt, schritt er auch alsbald zur Ausführung desselben.

Es war eine gewaltige Arbeit, die an sich allein viel mehr als eine gewöhnliche Kraft erheischte, und doch zauderte Reuß nicht, zu eben dieser Zeit eine noch viel größere zu übernehmen. Im Frühjahr 1860 richtete der Braunschweiger Verleger des *Corpus Reformatorum* die Aufforderung an ihn, diese Sammlung, in der bereits Melancthons sämtliche Werke erschienen waren, durch die Herausgabe der Werke Calvins fortzusetzen. Reuß, der seine beiden in der französischen Reformationsgeschichte so bewanderten Freunde und Kollegen Baum und Cuniz einer solchen Aufgabe viel eher gewachsen glaubte, als sich selber, suchte dieselben zur Uebernahme der wichtigen Publikation zu bewegen. Sie aber wollten nur mit ihm die Sache angreifen. Er willigte ein — er ahnte nicht, welche Riesearbeit er sich damit auflud! — und im September 1860 wurde das Prospekt der großen, heute noch nicht beendigten Ausgabe der Calvinischen Schriften geschrieben.

Mit all diesen wissenschaftlichen Arbeiten gingen doch die offiziellen Berufsbeschäftigungen Hand in Hand. Er las viele und immer wieder neue Kollegien, sowohl in französischer wie in deutscher Sprache. Freilich nicht mehr mit der früheren Kraft und Begeisterung. Er pflegte selbst zu sagen, daß ein akademischer Lehrer nach dreißig Jahren sich vollkommen überlebt habe, wenn ihm nicht ein ganz außerordentliches Talent zur Verfügung stehe. Das Talent besaß er ja im reichsten Maaße, — hat doch selten ein akademischer Lehrer so anregend auf seine Zuhörer gewirkt wie er, und zwar bis in die letzte Zeit seines Lebens, — aber er fühlte sich gerade in jenen

Fahren durch die Wahrnehmung entmutigt, daß unter dem jüngeren Geschlechte die Verarmung der Geister mehr und mehr zunehme, und nur wenige noch seien, die eine höhere Weihe der Wissenschaft zu erwerben suchten. Es war eben die Zeit, wo unter den Theologiestudierenden sich eine wachsende Zahl der starren Orthodoxie zuwandte, und zwar nicht in selbständig gewonnener Ueberzeugung, die Reuß bei allen zu schätzen und zu ehren wußte, sondern weil sie zum voraus eingeschult worden waren.

Auch im protestantischen Seminar, dem er seit 1857 als Vice-Direktor vorstand, gab es viel Arbeit und manche bittere Erfahrung. Längst schon wünschte Reuß jüngere Lehrkräfte heranzuziehen, wobei er namentlich einige seiner Schüler und Freunde, die sowohl durch gebiegenes Wissen, als durch freies theologisches Denken sich auszeichneten, Cuniz, Baum und Colani, im Auge hatte. Aber seine Vorschläge stießen immer wieder auf hartnäckigen Widerstand. Erst 1860 gelangte Baum endlich zu einer ordentlichen Professur, und Cuniz und Colani mußten noch einige Jahre länger warten, bis ihnen die Pforten des Heiligthums sich öffneten.

Vom Seminar im Jahre 1859 mit der Direktion des protestantischen Gymnasiums betraut, fand er auch hier vielfach Gelegenheit, eine fruchtbare Wirksamkeit zu entfalten. Es gab damals in der alten Schule Sturms gar Manches zu reformieren. Reuß ging mutig, aber zugleich besonnen und schonend ans Werk. Er führte die Konferenzen der Lehrer ein, ließ die Gehälter der letzteren, die schon lange den Bedürf-

nissen der Zeit nicht mehr entsprachen, aufbessern, hob die Trennung der oberen Klassen in eine «Section des lettres» und eine «Section des sciences» auf, und machte es sich zur Pflicht, so häufig wie möglich die Schule zu inspizieren, um wie mit den Lehrern, so auch mit den Schülern in persönliche Beziehung zu treten. Auf diesem Wege gelang es ihm dann auch, die Anhänglichkeit und die Liebe der einen, wie der anderen, sich zu erwerben.

Der Brand von 1860, der den ganzen älteren Teil des Gymnasiums zerstörte, brachte ihm dann neue und auch schwierige Aufgaben. Es galt, die Schule wiederum aufzubauen, und zwar in einer den modernen Forderungen entsprechenden Weise. Neuß legte einen ausführlichen Bericht über die Angelegenheit vor, mit Plänen und Vorschlägen. Allein es mangelte an Geld. So verzog sich die Sache bis 1862. Da erklärte er dem Seminar, der gegenwärtige Zustand könne nicht länger fortbauern, es müsse etwas geschehen. Er erzwang schließlich einen Beschluß, und am 29. Juni 1863 wurde der Grundstein des neuen Gebäudes gelegt, wobei er die Rede, nicht bloß als Direktor der Schule, sondern als einer ihrer ältesten Schüler hielt. Er organisierte dann im Winter 1864—1865, mit einer Kommission, das Internat, und nachdem er der Eröffnung desselben noch beigewohnt, legte er im Oktober 1865 sein Amt nieder. Er war während der sechs Jahre, die er es geführt, mit seiner ganzen Person für die Sache eingestanden und hatte mit klarem Blick und sicherer Hand das Gymnasium durch drangsalsvolle Tage glücklich hindurchgeführt.

Eben damals wurde Neuß veranlaßt, seine Zeit und Kräfte auch den kirchlichen Angelegenheiten wiederum zuzuwenden, nachdem er diesem Gebiete seit 1848 ferner gestanden hatte. Nach dem Tode Jung's wurde er nämlich an dessen Stelle zum Vertreter des Seminars in das Ober-Konsistorium gewählt und nahm nun einen lebhaften Anteil an den wichtigen Verhandlungen, welche die Sessionen des Jahres 1864 und der folgenden Jahre ausfüllten. Galt es doch, den Forderungen der Pariser Orthodogie entgegenzutreten, die nichts Anderes bezweckten, als die Freiheit in unserer Kirche zu beschränken und den offiziellen Lehrbegriff überall zur Geltung zu bringen.

Die Debatte drehte sich vornehmlich um das Gymnasium und das protestantische Seminar. Die Pariser Orthodogie war mit dem in diesen Anstalten herrschenden Geiste wenig zufrieden. Sie klagte laut über Abfall vom Glauben der Väter und verlangte Rückkehr zu demselben. Ihre Absicht ging vor allem dahin, sich der Leitung des Studienstiftes von St. Wilhelm zu bemächtigen, um desto sicherer auf die zukünftigen Diener der Kirche und durch sie auf die Kirche selbst einzuwirken. Solchen Anklagen und Ansprüchen trat nun Neuß, mit den Gesinnungsgenossen, entschieden entgegen, und nicht ohne Erfolg. Doch schaute er mit wachsender Besorgnis der Zukunft entgegen, die ihm für die französische, aber auch für die engere elsässische Kirche als gefährdend erschien.

Zu solcher Sorge kam in den folgenden Jahren noch schweres Herzeleid. Am 9. März 1869 brannte das alte väterliche Haus in der Spießgasse, mit dem theologischen

Rasino, das sich darin befand, und mit den alten Erinnerungen, die sich daran knüpften, gänzlich nieder. Wenige Wochen nachher aber wurde Reuß' jüngster Sohn, Erwin, ein noch nicht zwanzigjähriger Jüngling, voll der schönsten Hoffnungen, von einem bösen Fieber hinweggerafft: ein furchtbarer Schmerz für den armen Vater, wie er noch keinen in seinem Leben empfunden.

Er suchte und fand Trost im Glauben an den Gott, der das Schickjal seiner Menschenkinder leitet, und zugleich in neuer angestrebter Arbeit. Rasch schritt in dieser Zeit die Herausgabe der Werke Calvins voran; auch das französische Bibelwerk wurde seinem Abschlusse näher gebracht. Die Calvinischen Studien, die Reuß schon mehrmals Anlaß zu Reisen nach Genf oder anderswo gegeben, führten ihn jetzt nochmals nach Basel und Neuenburg, und später nach Breslau. Er nahm den Weg über Marburg, Göttingen, Bremen, Braunschweig, Berlin, Kiel und Hamburg, und kehrte dann über Leipzig, Halle, Jena, Erlangen und Stuttgart zurück. Es war seine letzte Rundfahrt durch Deutschland, die allerlei alte und liebe Erinnerungen in ihm weckte, denen er sich hingab ohne die geringste Ahnung der nahenden Schicksalsschläge, welche im Begriffe waren der Geschichte eine neue Wendung zu geben.

Und als hätte vor dem Ausbruch des Sturmes nochmals völlige Windstille und heiterer Sonnenschein eintreten sollen, so gestalteten sich auch zu jener Zeit die Verhältnisse in Kirche und Schule viel freundlicher als je. Am Seminar und in der Fakultät arbeitete man, trotz der theologischen Schattierungen,

in gegenseitigem Einverständnis und mit Eifer; das Gymnasium, unter der Leitung Colanis, erreichte eine Blüte wie nie vorher, und im Ober-Konsistorium war der freisinnigen Richtung die Majorität zugesichert. Alles schien so friedlich und so schön, da brach plötzlich, unerwartet der Sturm los: am 19. Juli 1870 wurde der Krieg erklärt, und weniger denn einen Monat später war Straßburg von den deutschen Truppen eingeschlossen.

Die ersten Wochen der Belagerung und Beschießung der Stadt brachte Neuß mit den Seinen in Straßburg zu, wo er, wie so viele Andere, täglich und stündlich den größten Gefahren ausgesetzt war. Zwei Nächte besonders, diejenigen vom 24. und vom 25. August, waren für ihn und seine Familie schreckenvoll. Es fielen ja während derselben mehrere zündende Geschosse in seine Wohnung am Thomasplatz, die bedeutenden Schaden anrichteten und das Haus in Brand zu stecken drohten. Er hielt doch auch jetzt noch aus. Erst als ihm am 2. September eine von Pfarrer Beck in Mundolsheim erwirkte und auf denselben Tag lautende Paßkarte zugestellt wurde, entschloß er sich, auf das Drängen der Seinen, dieselbe zu benutzen. Die Zurüstungen zur Flucht waren schnell beendet, und zur angezeigten Stunde fuhr Neuß, mit elf seiner Familie und seiner Verwandtschaft angehörnden Damen, unter Geschützdonner und Kugelregen zum Weißturmthor hinaus. Ueber Ittenheim, wo Pfarrer Jung sie beherbergte, und Scharrachbergheim, wo

Pfarrer Caspary, ein alter Freund, sie gastlich aufnahm, gelangten sie nach Barr, wo sie ihren Aufenthalt nahmen. Hier blieb Keuß bis zum zweiten Tage nach der Uebergabe Straßburgs: am 29. September kehrte er zurück und fand sein Haus voll preußischer Einquartierung.

Trübe, sorgenvolle Tage brachen nun für ihn und seine Kollegen an. Vorerst galt es, unter den Wirren der Zeit, das Bestehende in Schule und Kirche möglichst zu erhalten, und darum die frühere Thätigkeit sofort wieder aufzunehmen. Bald kam denn auch die Frage von der Neuorganisation des Gymnasiums und besonders des protestantischen Seminars, mit den von demselben verwalteten Stiftungen, an die Reihe. Dies veranlaßte lange und schwierige Verhandlungen, machte viel Sorge und Mühe und bereitete zudem auch manche Verdrießlichkeiten.

Unterdessen war, im Jahre 1872, die Straßburger Universität gegründet worden, und Keuß war mit den meisten seiner Kollegen in dieselbe übergetreten. Er hatte der Organisation der neuen Hochschule sein vollstes Interesse zugewandt; er hatte auch das Amt eines Dekans der theologischen Fakultät für das erste Semester bereitwilligst übernommen. Als aber die Zahl der in dieser Fakultät eingeschriebenen Studenten kaum auf 40 stieg, als er, statt der gewohnten 70 oder 80 Zuhörer, nur etliche zwanzig sich um seinen Katheder sammeln sah, da wollte er fast mutlos werden. „Die Lust an der Sache ist vergangen“, schrieb er damals, „und will mich bedünken, daß ich überflüssig werde. Die eigentliche Sphäre meiner Thätigkeit ist am Pulse“.

Aber auch in dieser Sphäre hätte wohl Entmutigung ihn ergreifen können. Er hatte in den letzten Jahren seine beste Zeit und Kraft auf sein großes französisches Bibelwerk verwandt, und nun schien es, als ob er umsonst gearbeitet hätte. Die Franzosen hatten wohl auf längere Zeit an Anderes und Wichtigeres zu denken, als an exegetische Studien! Nichtsdestoweniger arbeitete er weiter mit wahrhaft stoischem Mute. Er hatte 1872 seine «*Bibliotheca Novi Testamenti graeci*» erscheinen lassen, jetzt nahm ihn, neben der Herausgabe der Calvinischen Correspondenz, die rasch voran schritt, die Bearbeitung der «*Bible*» fast ganz in Anspruch.

Der Lohn dieser Treue blieb nicht aus. Im Jahre 1874, während Reuß noch zweifelte, ob die Herausgabe seines großen Werkes je zu Stande käme, erließen die Freunde von Nîmes in dem religiösen Blatte *l'Avenir* von Agen eine Einladung zur Subskription auf dasselbe. Das Resultat war ein überraschendes. In wenigen Wochen kamen zahlreiche Subskriptionen aus dem Elsaß und dem innern Frankreich, aus Holland und der Schweiz. Im Juni wurde mit dem Pariser Verleger G. Fischbacher mündlich unterhandelt und in einer Stunde der Vertrag abgeschlossen. In demselben Monate noch erschien der Prospekt des Werkes und kurze Zeit darauf das erste Heft, das Vorwort und die allgemeine Einleitung enthaltend, unter dem Titel: «*La Bible — Traduction nouvelle avec Introductions et Commentaires.*» „Gott sei Dank!“ konnte Reuß ausrufen, „jetzt wird das Studium der Theologie jenseits der Vogesen mehr und besser betrieben werden!“

Die folgenden Jahre, obgleich weniger bewegt, brachten doch zu den altgewohnten Aufgaben einige neue hinzu. Keuß hatte zwar das Amt eines Dekans seiner Fakultät schon gleich nach dem ersten Semester niedergelegt, dagegegen war er im Jahre 1873 zum Vorsitzenden der theologischen Prüfungskommission ernannt worden; von 1872 bis 1880 war er auch zu zweien Malen Direktor des Kapitels des Thomastiftes und, wie früher, Vertreter desselben im Ober-Konfistorium. In diesen Körperschaften besonders, wo er gleichsam die lebendige Tradition bildete, leistete er durch seine lange Erfahrung und tiefe Sachkenntnis die wesentlichsten Dienste. Dabei war er am Pulte fleißiger denn je. Bereits lag ja der siebzigste Geburtstag hinter ihm, und die Abnahme seiner Kräfte, wie der Tod von Freunden und Kollegen, mahnte, die Stunde zu nützen und so Manches zu vollenden, was, seit Jahren begonnen, noch des definitiven Abschlusses wartete.

Von der Welt zog er sich von jezt an mehr und mehr zurück. Er entschloß sich sogar, die Sommermonate ganz auf dem Neuhof zuzubringen. Dort im Schatten seiner Bäume, im Anblick seiner Pflanzungen war ihm leicht und wohl. «*Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet*», der alte horazische Wahlspruch, den er vor mehr denn einem halben Jahrhundert auf die Thüre des Belveders geschrieben, er galt ihm auch jezt noch und mehr denn je. Er werde ein Einsiedler, behauptete er, wie sein Vater es gewesen. Ein Einsiedler, der aber den Verkehr mit den Menschen nicht mied. Denn wer nur immer an seine Thüre klopfte, von alten oder neuen

Schülern, von Freunden oder Kollegen, konnte eines freundlichen Empfanges gewiß sein. Da scheute er keine Störung der Arbeit; und wenn er dann zur Begrüßung herantrat, wie wolk auch die Züge schienen und wie faltenreich das Gesicht, aus dem kleinen Auge brach es hervor wie Sonnenschein und verklärte das ganze Antlitz, und im geistvollen oder gemüthlichen, oft humoristischen Gespräche leuchteten die Blitze des auch in der gebrechlichen Hülle stets jungen Geistes.

Manche schöne Tage waren ihm in dieser Zeit noch beschieden, heitere Feste, vorerst im Familienkreise, als im Jahre 1876 sein Sohn Rudolf ihm in der jungen Braut eine zweite Tochter zuführte, dann aber in weiteren Kreisen, als im Jahre 1878 das fünfzigjährige Jubiläum der theologischen Gesellschaft, und im Jahre 1879 dasjenige seiner akademischen Thätigkeit gefeiert wurde. „Ein herrliches, einziges Fest, ein überschwänglicher Lohn für fünfzigjähriges treues Ausharren“, so bezeichnete er selbst das Jubelfest vom 31. Juli 1878, das, in feierlicher Sitzung in Straßburg begonnen, in gemüthlicher Weise auf Hohbar und in Zabern fortgesetzt, alte und junge Schüler aus dem ganzen Elsaß und von jenseits der Grenzen, und zwar aus den verschiedensten Richtungen und Lagern, in dem einen Gefühl der dankbaren Liebe und innigen Verehrung um ihn versammelte. Glanzvoller noch gestaltete sich am 31. Juli des folgenden Jahres die Jubelfeier seiner akademischen Lehrthätigkeit, bei der nicht bloß der Senat und die theologische Fakultät der Universität Straßburg, das Thomaskapitel und die Vertreter des protestantischen Gymnasiums, das

Direktorium und das Ober-Konfistorium der Kirche Augsburger Konfession, die reformierten Konsistorien von Metz und Straßburg, alte und neue Schüler, Kollegen und Freunde ihm ihre Glückwünsche darbrachten, sondern alle protestantischen Fakultäten Deutschlands — mit Ausnahme von Erlangen und Rostock — Paris und Montauban, sämtliche Schweizer Universitäten, und mehrere der theologischen Fakultäten Hollands, Schwedens und Schottlands, durch ihre Vertreter oder in Gratulationschreiben und Festschriften, dem weltberühmten Gelehrten, dem Altmeister der biblischen Studien, ihre Verehrung ausdrückten. Das Thomaskapitel stiftete bei dieser Gelegenheit in seinem Sitzungsfaale eine Marmortafel, die in roten Lettern die Verdienste des Jubilars verkündigte, und ließ sein Bild, von Schützenbergers Meisterhand gemalt, neben denjenigen seiner großen Toten aufhängen.

In demselben Jahre ward Keuß die doppelte Genugthuung zu Theil, daß die römische Indexkongregation den Anfang seines französischen Bibelwerks verdamnte, und daß er dieses sein großartigstes Unternehmen glücklich zu Ende führte. Am 14. Oktober 1879 schrieb er die letzte Zeile seines Werkes, dessen Plan er im Jahre 1856 auf einer Eisenbahnfahrt von Zürich nach Stuttgart gefaßt, und dessen Ausarbeitung er über zwanzig Jahre lang seine besten Kräfte gewidmet hatte. Er durfte wohl — obgleich ihm jeder Selbsttruhm fern lag — darauf hinweisen, daß er der erste und einzige Theologe des neunzehnten Jahrhunderts sei, der die ganze Bibel selbständig übersetzt und erklärt habe, er konnte aber auch mit Bezug auf

diese Uebersetzung und Erklärung sagen: „Mit mir beginnt die Geschichte der Wiedergeburt der protestantischen Theologie in Frankreich, und die von mir angegebene Basis und Methode wird maßgebend bleiben.“

Damit schien aber auch der Vorrat seiner Lebenskraft erschöpft zu sein. Im Januar 1880 warf ihn eine schwer Krankheit auf das Krankenlager. Man glaubte ihn bereits verloren. Er stellte sich doch wieder her; aber langsam nur kehrten die Kräfte zurück, und ein ganzes Jahr mußte er seine akademische Thätigkeit einstellen. Schon 1879 war er aus der theologischen Prüfungskommission, deren Vorsitz er seit 1873 geführt, ausgetreten; jetzt legte er auch das Amt eines Direktors des Thomaskapitels und das Mandat eines Mitglieds des Oberkonsistoriums nieder. Selbst an der Pfarrkonferenz, an der er mit um so treuerer Liebe hing, als alle Mitglieder derselben, außer seinem alten lieben Freunde Gerold, seine Schüler gewesen, nahm er keinen thätigen Anteil mehr.

Aber, wenn er auch der einen oder anderen Beschäftigung entsagte, zur Ruhe konnte er sich nicht entschließen. Da die Aerzte ihm für lange Monate die öffentliche Lehrthätigkeit verboten hatten, so las er privatissime in seiner Studierstube vor kleineren Kreisen von Zuhörern; da ihm draußen zu wirken untersagt war, so arbeitete er emsig drinnen am Schreibpulte. Am 15. April 1881, dem dreiundfünfzigsten Jahrestage seiner ersten Vorlesung, beendigte er das Manuskript seiner „Geschichte der heiligen Schriften Alten Testaments“, die noch in demselben Jahre erschien. Damit war denn auch einer der

sehnlichsten Wünsche seines Lebens erfüllt. War doch unter allen seinen Geisteskindern dieses ihm das liebste, gleichsam sein Schooskind. Sein letztes Werk nannte er es; er hätte es auch sein erstes nennen können, oder besser das Werk seines Lebens. Denn die Idee dazu und die Anlage desselben datierten aus dem Anfang der dreißiger Jahre, und der Entwurf war schon im Sommersemester 1834 Gegenstand einer Vorlesung gewesen. An die Spitze des Buches aber schrieb Reuß den Namen Eduard Cunitz: „Nicht“, sagte er in seiner Widmung, „um unserer fünfzigjährigen Freundschaft und gemeinschaftlichen Arbeit ein dauerndes Gedächtnis zu stiften, sondern als ein Zeugnis für uns selbst, abgegeben am Ausgang eines arbeitsreichen und arbeitsfrohen langen Lebens, das wir mit Dank genossen und mit Ausdauer verwertet haben.“

An Ostern 1881 nahm er seine Thätigkeit an der Universität wieder auf. Er klagte zwar noch oft, daß er müde sei und keine rechte Lust zum Arbeiten habe, doch entzog er sich nicht neuen Aufgaben, die ihm in dieser Zeit auferlegt wurden. So wurde er 1881 zum Mitglied des Ober-Schulrats und im Herbst 1882 zum Staatsrat ernannt. Was ihm weit größere Genugtuung, als diese Würden und Titel verschaffte, war, daß mehrere seiner Werke, namentlich seine „Geschichte der heiligen Schriften des Neuen Testaments“ und seine «Histoire du Canon des Saintes Ecritures dans l'Eglise chrétienne», ins Englische überetzt wurden, und daß seine Bücher und Ideen selbst drüben über dem Weltmeere zu immer größerer Anerkennung und Verbreitung gelangten. Welch

Ansehen er in England und in Amerika genoß, beweist auch schon der Umstand, daß die Universität Edinburg, bei Gelegenheit ihrer dreihundertjährigen Jubelfeier im Jahre 1884, ihn zum «Doctor of divinity» ernannte, nachdem die Universität von Kentucky ihm bereits mehrere Jahre vorher den Grad eines Doktors der Rechte zuerteilt hatte.

„Ich lebe eigentlich nur, wenn ich die Feder in der Hand habe“, schrieb er um jene Zeit. Er hatte sie aber beständig in der Hand. Von 1881 an ließ er jedes Jahr einen, und öfters zwei oder drei Bände der Calvinischen Werke ausgehen und veröffentlichte daneben noch eine ganze Reihe kleinerer Arbeiten. So gab er 1886, nach seines Schülers und Freundes August Kayfers Tode, dessen „Theologie des Alten Testaments“ mit einem Vorworte heraus; so ließ er auch, von da an, unter dem Namen „Peregrinus“, verschiedene Aufsätze, in Prosa und Versen, in dem von Maria Rebe gegründeten elsässischen Familienkalender „Vogesengrün“ erscheinen.

Doch nicht bloß mit dem geschriebenen, auch mit dem gesprochenen Worte trat er nun wieder hervor: einmal in den feierlichen Gelegenheiten, in denen er als Festredner zu wirken berufen war, bei dem Jubelfeste der Straßburger Pfarrkonferenz und bei der Lutherfeier der Straßburger Universität im Jahre 1883; sodann, in den Verhandlungen des Staatsrats, wo er für die Pfarrpensionen energisch eintrat, und in dem Ober-Konistorium, wo er, als nunmehriger Vertreter der Fakultät, für das zweite theologische Examen mit der ganzen Autorität seiner Einsicht und Erfahrung einsetzte.

Aber, wie mutig er auch seine Lebensarbeit wieder aufgenommen, der Gedanke des Abscheidens trat immer mächtiger vor seine Seele. Von den alten Freunden waren die einen nach den anderen dahingegangen; auch Eduard Cunitz, der Treue, dessen Name mit dem seinigen durch fünfzigjährige gemeinschaftliche Arbeit verbunden war, wurde nach langem Siechtum, im Jahre 1886 dahingerafft. Er selbst ließ es sich nicht nehmen, seinem „guten Kameraden“ die tief empfundene Gedächtnisrede zu halten, aber er klagte: „Ich stehe allein gleichsam in der Mitte einer geschlossenen Reihe von Leichensteinen!“

Und bald schien es, als ob auch seine Stunde gekommen sei. Im September 1887 wurde er auf dem Neuhof von einer heftigen Krankheit angefallen. Er war überzeugt, daß er sterben müsse, und er bestellte sein Haus. Aber auch diesmal wieder ging der Tod an ihm vorüber.

Neuß hatte sich stets vorgenommen, sich von Gott selbst in den Ruhestand versetzen zu lassen, d. h. auf dem Katheder zu sterben; es kam aber anders als er gedacht hatte. Seit seiner letzten Krankheit wollten die Kräfte zur öffentlichen Lehrthätigkeit nicht mehr ausreichen. In den ersten Monaten des Jahres 1888 versuchte er es mit Privatvorlesungen, die er in seiner Wohnung veranstaltete, dann aber entschloß er sich doch, um seine förmliche Emeritierung einzukommen. Sie ward ihm in ehrenvoller Weise gewährt. Am 25. Juli hielt er dann

seine letzte Vorlesung, über die Geschichte der protestantischen Theologie, in der Universität. Es war ein ergreifender Augenblick, als er sein Kollegium — zu dem auch der früheren Schüler manche herbeigeeilt waren — mit einer Darlegung der Grundsätze schloß, die ihn stets in seinem akademischen Wirken geleitet, und mit dem Wunsch, es möchte etwas von seinem Einfluß auch dann noch bleiben, wenn seiner Bücher und seines Namens nicht mehr gedacht würde. Manches Auge wurde feucht bei den rührenden Worten seines Abschiedes, und als er die Universität verließ und in dem von der akademischen Jugend mit Kränzen und Blumen reich geschmückten Wagen sich entfernte, da wollte es auch Manchen bedünken, als ob mit ihm der letzte Rest der alten Tradition dahinginge.

Die eigentliche Berufsarbeit war beendet, und als dann Neuß im Sommer 1889, im Augenblick wo sein Sohn Rudolf als Abgeordneter der Inspektion der Neuen Kirche in das Ober-Konsistorium eintrat, auch aus dieser Körperschaft ausschied, so war er jedes offiziellen Amtes ledig. Die Muße, die ihm so geschaffen war, benutzte er, um seine Papiere zu ordnen, die Herausgabe der Werke Calvins rascher voranzuführen und die zweite Auflage seiner „Geschichte der heiligen Schriften Alten Testaments“ vorzubereiten. Aber solche Beschäftigung konnte doch dem Unermüdlichen nicht genügen. Er hatte 1888 seine herrliche Uebersetzung des „Hiob“ erscheinen lassen, und nun machte er sich, im fünfundachtzigsten Lebensjahre, an eine neue umfangreiche Arbeit. Er wollte nach dem französischen, auch ein deutsches Bibelwerk herausgeben, mit

einer eigenen Uebersetzung, mit eingehenden Einleitungen und Erläuterungen, das dem gebildeten Laien die Kenntnis der heiligen Schriften näher legen würde. Es war ihm allerdings nicht vergönnt, diesen Lieblingsplan ganz zu Ende zu führen; nur das Alte Testament vermochte er noch zum Drucke fertig zu bringen, und es wird, wie bekannt, diese letzte Arbeit des großen Gelehrten in diesen Tagen von zweien seiner Schüler ans Licht gefördert werden.

Während er aber so in geistiger Rüstigkeit fortarbeitete, gingen die körperlichen Kräfte mehr und mehr auf die Reige. Im Jahre 1888 war er bei dem Jubelfeste des protestantischen Gymnasiums nochmals öffentlich aufgetreten, von da an aber zog er sich ganz in seine vier Wände zurück. Im Winter bannte ihn die Kälte an das Haus; den Sommer verbrachte er, fern von der Stadt und ihrem Lärm, auf dem Neuhof. „Ich bin der Welt fremd geworden“, so schrieb er im Jahre 1890, „und die Welt mir noch mehr; meine Freunde sind tot, meines Amtes bin ich ledig, die Wissenschaft, die ich gepflegt, schreitet über meine Werke zur Tagesordnung über, selbst die vielen neuen Gassen meiner Vaterstadt kenne ich nicht mehr; und so ist mir nirgends mehr wohl als im Schatten meiner Bäume, oder doch im Anblick derselben aus dem Fenster meines Studierzimmerchens.“

Dort in der idyllischen Einsamkeit seines Tusculums verlebte er noch schöne, heitere Tage, treu gepflegt von der liebenden Gattin, mit welcher er am 18. Mai 1889 sein goldenes Hochzeitsfest, das fünfte und schönste seiner Jubiläen, feierte, um-

geben von seinen Kindern und seinen Enkeln, an deren leiblicher und geistiger Entwicklung er sich erfreute, im Verkehr mit einigen alten Freunden, die er, wie immer, mit der lebenswürdigsten Gastlichkeit empfing. Als er im Herbst 1890 in die Winterquartiere nach der Stadt zog, da wurde ihm der Abschied von seinem lieben Neuhof ganz besonders schwer, er kam ihm vor wie der Abschied vom Leben. Er täuschte sich nicht: die Stunde, die ihn abrufen sollte, war nicht mehr fern. Er that noch während der Wintermonate treulich das Seine am Schreibpulte, denn die Freudigkeit des Schaffens war nicht erloschen, aber die Abnahme der Kräfte machte sich immer fühlbarer. Ein Unwohlsein, das ihn in den ersten Tagen des Monats April befiel, ließ nur zu bald Schlimmes ahnen. Die treue Sorge seines ärztlichen Rates, die hingebende Pflege der Seinen vermochten den gefürchteten Ausgang nicht mehr abzuwenden. Am Mittwoch, den 15. April, in den Morgenstunden, machte der Tod dem reichen Leben ein Ende.

Am 17. April, nach einer im Trauerhause, im Thomastift und in der Thomaskirche gehaltenen Leichenfeier, trug man den edeln Toten, unter zahlreicher Begleitung von Freunden und Schülern, hinaus nach dem stillen Gottesacker des Neuhofs, wo er ruhen wollte zwischen dem Freunde, der ihn fünfzig Jahre lang durchs Leben begleitet, und den Söhnen, die allzufrüh seinem Herzen entrisen worden waren. Diejenigen aber, die, von dankbarer Verehrung erfüllt, den Sarg des unvergeßlichen Lehrers umstanden, stimmten wohl in das zwiefache Schriftwort ein, das zwei der Redner auf ihn an-

wandten: „Die gepflanzt sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm“ (Psaln 92, 14—16,) und: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“ (Offenb. 2, 10); sie bezeugten ihm, daß er, wie Wenige, den Sinn und die Aufgabe des Lebens aufgefaßt, wie Wenige, der Wahrheit gedienet mit ganzem Herzen, treu dem alten Wahlspruch, den er sich einst erwählt, und von dem er gewünscht, daß er auf sein Grab geschrieben werden möchte:

Fac tua, linque alios; temne orbem, suspice coelum;
Vive mori certus; fide, Deus faciet.

Th. G.

Bauspruch 6. Juni 1891.

A. R.

Der Maye steckt hoch uffem Hüß;
's isch fest, solid, 's isch nett un scheen,
„'s hätt gar nit kenne besser gehn.“
So rüefe hell un froh mer üs.

Gewiß, s'het Jeder treffli g'schafft,
D'r Gsell, d'r Lehrbue, d' Meister beid'.
Von Herze danke mer vor d'Fraid,
Wo alli schaffend uns verschafft.